

Hermann WEIDEMANN (Hg.), Marcus Tullius Cicero. Über das Schicksal. De fato. Lateinisch-Deutsch. Sammlung Tusculum, Berlin/Boston: De Gruyter 2019, 379 S.

Bereits ein Blick auf die Einteilung der vorliegenden zweisprachigen und kommentierten Ausgabe von Ciceros fragmentarisch überlieferter Schrift *De fato* deutet auf eine Ausrichtung und Zielsetzung derselben hin, die sich bei der Lektüre schnell als nicht ganz unproblematisch herausstellt: Einer Einleitung von nicht ganz achtzig Seiten (7-83) folgt der nicht eben umfangreiche erhaltene Text samt der wenigen Fragmente auf – einschließlich der Übersetzung – kaum siebzig Seiten (86-157), die dann auf stolzen über zweihundert Seiten kommentiert werden (161-366). Der auf den ersten Blick etwas überraschende Grund für diesen etwas unausgewogenen Aufbau wird besonders einsichtig, wenn man sich beispielsweise den letzten Satz der Anmerkungen zum direkt überlieferten Text betrachtet, in dem Weidemann Cicero dessen Kritik an der epikureischen, in vieler Hinsicht erstaunliche Parallelen mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen aufweisenden Theorie von der Bahnabweichung der Atome zum Vorwurf macht: „Cicero – und nicht nur er – hat Epikur unterschätzt“ (359).

Symptomatisch für die Herangehensweise des Philosophen Weidemann an die Präsentation einer Schrift, die ihn letztlich nur deshalb interessiert, weil sie sonst verlorene Wissensbestände zu den hellenistischen Philosophenschulen vermittelt, ist das Zitat insbesondere deshalb, weil es die Einstellung des Herausgebers zu dem herausgegebenen Text und dessen Verfasser nicht nur in der lapidaren Formulierung, sondern auch in der mindestens unhistorischen, eher aber sogar anachronistischen Betrachtungsweise gut zum Ausdruck bringt. Immer wieder fällt Weidemanns herablassende Art auf, mit der er über den Verfasser von *De fato* spricht, dessen „Deutung der beiden fraglichen Thesen, die sie aus ihrem logischen Zusammenhang mit den Prämissen, von denen sie jeweils abhängen, herauslöst, ihren Sinn verfehlt“ und der „nicht nur die beiden Thesen K und K' mißdeutet, sondern [...] auch insofern einem Mißverständnis erlegen [ist], als er nicht durchschaut hat, daß die Modaltheorie Diodors aufgrund ihrer Eigenart nur die erste dieser beiden Thesen zu beweisen erlaubt und daß die zweite, die zu beweisen auch gar nicht in Diodors Absicht lag, im Rahmen seiner Modaltheorie sogar falsch ist“ (beide Zitate 46).

Entsprechend fallen Weidemanns Ausführungen zur „Entstehung der Schrift *De fato* und ihre[r] literarische[n] Form“ mit viereinhalb Seiten sehr sparsam

aus (7-11); biographische Informationen – die in zweisprachigen Ausgaben ja durchaus nicht ganz unüblich sind – fehlen fast vollständig (vgl. lediglich die *medias in res* springende Grundierung der Entstehungszeit 7f.); der Werkzusammenhang mit *De natura deorum* und *De divinatione* (vgl. 8f.) wird im Wesentlichen auf die Frage der „Gesprächsform“ reduziert, wodurch auch die *Tusculanae disputationes* noch kurz ins Blickfeld geraten (9-11). Dass beinahe alles, was im Eingangskapitel der Einführung referiert wird, aus Ciceros Vorrede zu *De fato* abgeleitet wird, ist an sich zunächst einmal nicht verwerflich – wenn aber die Analyse dieser Vorrede in einer Fußnote einen Verweis auf die fragmentarische Überlieferung der Schrift erzwingt, wo Weidemann eine fehlende Information unvermittelt „in der Lücke B (d.h. zwischen § 4 und § 5)“ verortet (11 Fußn. 5), zeigt sich, womit eine Einleitung zu *De fato* vielleicht doch hätte beginnen sollen oder gar müssen: mit einem kurzen Referat der Überlieferungslage und dem Aufbau der überlieferten Bruchstücke nämlich.

Nun wird beides in Weidemanns Ausgabe durchaus noch nachgeliefert: Am Ende der Einleitung – die als Ganzes weitgehend dem Aufbau von *De fato* folgt – findet sich, übrigens ohne jede strukturierende Absetzung vom vorausgegangenen Unterkapitel, das dem vierten Teil der Schrift gewidmet ist, eine „Gliederung“, die „den vorstehenden Überblick über den Inhalt des von *De fato* erhalten gebliebenen Textes zusammen[fassen]“ soll (68). Man ist als Leser folglich gut beraten, mit der Lektüre der Einleitung nicht an deren Beginn, sondern hier (also 69-71) zu beginnen, wenn man mit der ciceronischen Schrift nicht ohnehin bereits so intim vertraut ist, wie Weidemann dies offenbar stillschweigend voraussetzt. Noch versteckter ist die Diskussion der Überlieferungslage, die in einer Anmerkung zu § 27 (und damit auch sehr auszugsweise, nämlich an einem einzigen Beispiel) geführt wird (250-257). Betrachtet man vor diesem Hintergrund die Präsentation der textkritischen Entscheidungen Weidemanns, die verstreut (man könnte freilich auch sagen: in den Kontext der Interpretation eingebettet) in den jeweiligen Anmerkungen kommentiert und lediglich in einer dem Anmerkungsteil vorangestellten Liste zusammengeführt werden (161f.), so wird deutlich, dass das ohnehin nicht sonderlich ausgeprägte philologische Interesse des Herausgebers an seinem Gegenstand sich bedauerlicherweise auch in der Struktur der vorliegenden Ausgabe – oder vielmehr im Fehlen einer solchen – niederschlägt.

Ebenfalls noch im ersten Kapitel der Einführung jedoch kann man auch verfolgen, wofür Weidemann sich wirklich interessiert und was der Leser aus seiner ja letztlich doch sehr umfangreich ausgefallenen Ausgabe tatsächlich lernen kann. Wichtiger als eine eventuelle Intention, die Cicero mit der formalen Anlage von *De fato* verfolgt haben mag – im Anmerkungsteil schließt Weidemann

sich der verbreiteten Forschungsmeinung an, Cicero habe Zeit sparen und sich bei dem Widmungsträger, dem „ehemaligen Anhänger und Günstling Cäsars“ Aulus Hirtius, einschmeicheln wollen (167) – ist Weidemann nämlich schon hier die Verortung der jeweiligen Dialogform in der Tradition der hellenistischen Philosophenschulen (vgl. v.a. 10); und die folgenden Kapitel der Einführung mit den etwas ausladenden Überschriften „Der stoische Schicksalsbegriff und die Relevanz des Schicksalsproblems für die Logik, die Naturphilosophie und die Ethik“ (11-15) bzw. „Die drei großen hellenistischen Philosophenschulen der Stoa, des Epikureismus und der Neuen Akademie“ (15-19) bestätigen diese philosophiehistorische Schwerpunktsetzung, wenn auch jeweils durchaus noch von Ciceros konkreter Sicht auf die in den Überschriften formulierten Themenkomplexe ausgegangen wird.

Bevor Weidemann sich den philosophischen Fragestellungen widmet, die für *De fato* zentral sind, findet sich dann doch noch ein Kapitel(chen) zum „Aufbau“ der Schrift (19f.), das allerdings kaum für Klarheit zu sorgen vermag, sondern von Weidemann in erster Linie dazu genutzt wird, darüber zu lamentieren, dass es aufgrund der fragmentarischen Überlieferung „nicht leicht [sei], den Plan, nach dem Cicero diese Schrift aufgebaut hat, zu rekonstruieren und sie diesem Plan entsprechend zu gliedern“ (S. 19f.). Der umfangreichste Teil der Einführung besteht dann in der Vorstellung der „vier größere[n] Abschnitte“ (20), in die Weidemann den Text einteilt (20-68). Es folgen schließlich noch ein Kapitel, in dem die griechischen Schriften Pseudo-Plutarchs und Alexanders von Aphrodisias *Über das Schicksal* vorgestellt werden (71-77), sowie ein weiteres „Zur Rezeptionsgeschichte der Schrift *De fato*“, das in aller Kürze auf Augustinus und etwas ausführlicher auf Leibniz eingeht (77-83).

Die einführenden Bemerkungen Weidemanns zu den vier Hauptabschnitten der ciceronianischen Schrift *Über das Schicksal* weisen nun nicht nur durchgängig ein Problem auf, das sich bereits bei der Diskussion der eng mit der Entstehungsgeschichte verknüpften Gesprächssituation gezeigt hat: Durch die völlig undurchsichtige Verteilung der Informationen auf Einführungs- und Anmerkungsteil der Ausgabe werden Zusammenhänge zerrissen und Redundanzen provoziert, die zum einen den Erkenntnisgewinn beim Leser zu einer äußerst mühsamen Angelegenheit werden lassen und zum anderen den Rahmen einer handlichen Ausgabe dem minimalen Umfang des zu präsentierenden Textes zum Trotz deutlich sprengen. Dass Weidemann gleich zu Beginn seiner Einführung in die vier Hauptteil von *De fato* ausführlich aus dem Text zitiert, um diese Zitate dann zu erläutern (vgl. z.B. 21f.), zeigt jedenfalls, dass diese Einführung sich von einem klassischen Kommentar nicht grundsätzlich unterscheidet – und dass in den Anmerkungen wiederum stets mehrere Paragra-

phen zusammengefasst und en bloc kommentiert werden, lässt die Grenzen zwischen den beiden Teilen einer klassischen Ausgabe der Sammlung Tusculum sowie den ihnen zugrundeliegenden Textarten noch weiter verschwimmen.

Dennoch lohnt die Lektüre sowohl der Einführung als auch der Anmerkungen für den Fachmann ebenso wie für den interessierten Laien: Kenntnisreich breitet Weidemann bereits in den weitgehend auf wesentliche Inhalte beschränkten, meist eher kompakten Zusammenfassungen der vier Hauptteile die Hintergründe der jeweiligen Fragestellungen im Kontext der stoischen, epikureischen und (neu-)akademischen Philosophie aus. So wird im ersten Abschnitt die in *De fato* geübte Kritik an der stoischen Sympathielehre vorgestellt, deren zentrale These Weidemann zwar etwas vage mit verschiedenen, offenbar äquivalenten Formulierungen wie dem „naturegebenen Kontakt der Dinge miteinander“ oder dem „Zusammenhalt, der in der Natur unter den Dingen herrscht“ (beide Zitate 21), umschreibt; das aus neuakademischer bzw. ciceronianischer Sicht zentrale Problem, nämlich den „von den Stoikern unternommenen Versuch, unter Berufung auf die angebliche Erfahrungstatsache, daß die Mantik die Zukunft vorherzusagen erlaubt, einen Beweis dafür zu erbringen, daß alles, was in der Welt geschieht, durch eine umfassende Sympathie miteinander verbunden ist, und damit auch einen Beweis dafür, daß alles, was in der Welt geschieht, durch das Schicksal geschieht“ (22), stellt Weidemann dem Leser dagegen trotz (oder gerade wegen?) seiner typischen, sprachlich zuweilen furchtbar umständlichen, dafür aber sachlich und terminologisch (manchmal beinahe über-)korrekten Formulierung in wünschenswerter Klarheit vor Augen.

Der zweite Abschnitt der Einführung zu den Hauptteilen der Schrift *De fato* nimmt mit der Modaltheorie des Diodoros Kronos und Chrysipps Umgang mit derselben ein Thema in den Blick, das Weidemann besonders am Herzen liegt – und dessen eigenwillige, eher in den Dienst einer rhetorischen Strategie gestellte als den Geboten der strengen Logik folgende Interpretation durch Cicero dem Herausgeber, wie aus den eingangs angeführten Zitaten bereits deutlich geworden sein dürfte, ein besonderer Dorn im Auge ist. Bezeichnend für den demonstrativen Schulterschluss des deutschen mit dem griechischen Philosophen gegen den zum bloßen Dilettanten abgestempelten römischen Redner und Staatsmann ist dabei etwa ein Satz wie der folgende:

„Daß Diodor diese und nicht die ihm von Cicero zugeschriebene Auffassung vertreten hat, wird man angesichts seiner [sc. Diodors, nicht Ciceros!] Kompetenz als Logiker daraus schließen dürfen, daß diese Auffassung im Gegensatz zu derjenigen, die Cicero ihm zuschreibt, eine mit seiner Auffassung darüber,

was *möglich* ist und was nicht, logisch äquivalente Auffassung darüber ist, was *notwendig* ist und was nicht“ (27).

Die folgenden Seiten verwendet Weidemann darauf, zunächst das sogenannte Meisterargument Diodors in logischen Formeln aufzuschlüsseln (28-32), so dann eine Variante des Meisterarguments zu rekonstruieren, auf die Cicero sich bezieht (32-39), ebenso wie Chrysipps Versuch, den Determinismus Diodors so zu modifizieren, dass ein Festhalten am Schicksalsbegriff bei gleichzeitiger Leugnung einer jeden freien Willen ausschließenden Notwendigkeit möglich wird (39-49), bevor abschließend die Zukunftsvorstellungen Diodors (linear), Chrysipps (linear mit nur aus der eingeschränkten menschlichen Perspektive möglich erscheinenden Verzweigungen), des Karneades und Ciceros (Verzweigungen mit dem tatsächlichen Verlauf als einer privilegierten Abzweigung unter mehreren) sowie des Aristoteles und Epikurs (gleichrangig mögliche Verzweigungen) in einer anschaulichen Graphik einander gegenübergestellt werden.

Auch dieser Abschnitt ist aufgrund der bereits erwähnten, etwas umständlichen Sprache Weidemanns und aufgrund der Tatsache, dass die Notation der logischen Formeln hier – anders als in den Anmerkungen übrigens – weder erläutert noch durch Beispiele veranschaulicht wird, nicht eben leserfreundlich gestaltet, vermittelt aber wichtige Hintergründe für das Verständnis der in *De fato* entfalteten Argumentation und ist insofern in seiner Positionierung vor dem Text auch weniger deplatziert als die Einführung zum ersten Abschnitt des Hauptteils. Problematisch freilich bleibt auch hier die Haltung Weidemanns Cicero gegenüber; indem er diesem schlicht die „Kompetenz als Logiker“ abspricht (27, vgl. zum Kontext das oben angeführte Zitat), verbaut er sich auch hier in vielen Fällen die Möglichkeit, Intentionen herauszuarbeiten, die über das bloße Feststellen von „Mißverständnis[sen]“ (46) hinausgehen.

Die Einführung zum dritten Hauptteil von *De fato* zeigt auf, wie Cicero erneut mit Argumenten des Karneades gegen das Verständnis der Prinzipien von Kausalität und Bivalenz durch Chrysipp und Epikur zu Felde zieht; hier wird zum einen klarer und bündiger formuliert und zum anderen auch stärker auf Ciceros Positionen eingegangen, wie das folgende Zitat veranschaulichen kann:

„Dadurch, dass Cicero die beiden Prinzipien im Anschluss an Karneades in einem Sinne versteht, in dem sie unabhängig davon gültig sind, ob es das Schicksal gibt oder nicht, sieht er sich in der Lage, in Übereinstimmung mit Chrysipp und abweichend von Epikur ohne Einschränkung an ihnen festzu-

halten und zugleich in Übereinstimmung mit Epikur und abweichend von Chrysipp darauf zu verzichten, an das Schicksal zu glauben“ (54f.).

Auch wenn gleich im nächsten Satz wieder einschränkend verlautbart wird, dass Cicero Epikur natürlich „falsch eingeschätzt zu haben [scheint]“ (55), hätten derart klar formulierte Zusammenfassungen der sonst bisweilen etwas unstrukturiert vorgetragenen Gedanken Weidemanns gerne etwas häufiger Verwendung finden dürfen.

Auch der vierte, der Zustimmungslehre Chrysipps bzw. der neuakademischen, in die Worte Ciceros gekleideten Kritik an derselben gewidmete Hauptteil wird etwas übersichtlicher dargestellt als die ersten beiden und setzt damit den im dritten Abschnitt erkennbaren positiven Trend fort. Weidemann referiert hier zumindest die entsprechenden Beispiele Chrysipps, der die als Zustimmung zu einer Vorstellung aufgefassten menschlichen Handlungen „mit der Bewegung einer rollenden Walze oder der Bewegung eines sich drehenden Kreisels vergleicht“ (60), wobei der Unterscheidung zwischen vollendeten (oder primären) und mithelfenden (oder sekundären) Ursachen diejenige zwischen der Beschaffenheit von Walze und Kiesel auf der einen sowie dem von außen an diese herangetragenem Anstoß oder Impuls entspricht. Gerade dadurch werden die Paradoxien des Versuchs, Willensfreiheit und Schicksalsglaube aus stoischer Sicht zusammenzudenken, treffend veranschaulicht – wenn auch nicht in der pointierten und einprägsamen Formulierung, in die Kant (den Weidemann hier dankenswerterweise zitiert) die von Carneades und Cicero formulierte Kritik an der Gleichsetzung des menschlichen Charakters als einer primären Ursache mit der Beschaffenheit von Walze bzw. Kiesel sowie der von außen wirksamen Vorstellung als einer sekundären Ursache mit dem auf Walze bzw. Kiesel Anstoß oder Impuls kleidet, wenn er bemerkt, die dem Menschen von der Zustimmungslehre Chrysipps zugestandene Willensfreiheit könne nach diesen Beispielen „im Grunde nichts besser als die Freiheit eines Bratenwenders sein, der auch, wenn er einmal aufgezogen worden, von selbst seine Bewegungen verrichtet“ (*Kritik der praktischen Vernunft*, A 174, zitiert 66).

Entsprechend der stark auf die differenzierte Darstellung der philosophischen Inhalte und Hintergründe fokussierten Einführung bemüht sich auch die Übersetzung Weidemanns darum, die Worte Ciceros nicht einfach nur in die deutsche Gegenwartssprache zu übertragen, sondern immer wieder helfend und erläuternd, also stark interpretierend einzugreifen. Die dafür gewählten runden Klammern werden allerdings bereits auf der ersten Seite der Übertragung recht undifferenziert für durch die Lücken des fragmentarisch überlieferten

Textes notwendig gewordene Ergänzungen („... weil sie sich auf die Sittlichkeit, die sie dort (in Griechenland) *ēthos* nennen“), lateinische Genre- oder Werktitel („Wir pflegen diesem Teil der Philosophie den Namen *de moribus* („Von der Sittlichkeit“) zu geben [...]“), die Übertragung von im Original in die Übersetzung integrierte Neologismen Ciceros („[...] es ist aber durchaus angebracht, die lateinische Sprache zu bereichern und ihn als *moralis* (d.h. als den moralphilosophischen Teil) zu bezeichnen“), aber auch für verdeutlichende Ergänzungen verwendet, wenn etwa der konsekutive Adverbialsatz *ut in utramque partem perpetua explicaretur oratio* folgendermaßen wiedergegeben wird: „[...] daß jeweils in einer zusammenhängenden Rede entwickelt wurde, was für den einen und was für den anderen von zwei (einander entgegengesetzten) Standpunkten spricht [...]“ (alle Zitate 87), wobei im letzten Fall der Inhalt von Weidemanns Klammer durch die Grundbedeutung von *in utramque partem* noch vollkommen abgedeckt und die Klammer selbst damit überflüssig ist.

Trotz dieser demonstrativen Unsicherheit, die nicht so recht zu dem Selbstbewusstsein passen will, das Weidemann in Einführung und Anmerkungen insbesondere dann zur Schau stellt, wenn er moderne und antike Fachkollegen gleichermaßen in Grundfragen wie in Details eines Besseren belehrt (vgl. als eines unter zahllosen Beispielen 180), stellt die Übersetzung der vorliegenden Ausgabe einen Text dar, der die verschiedenen Anforderungen an eine gelungene Übertragung vollauf erfüllt: Er ist gleichermaßen Verständnishilfe für das Original und eigenständig lesbarer Text, terminologisch sauber formuliert und der Gegenwartssprache in angemessener Weise angenähert, arbeitet Ciceros Gesamtstil heraus und gibt auch verschiedene innerhalb der Schrift wechselnde sprachliche Codes treffend wieder. So kann die etwas unglückliche Verwendung der runden Klammern im übersetzten Text vielleicht als graphisches Problem vernachlässigt werden; bei der kritischen Herstellung des Textes dagegen tritt ein ganz anders gelagertes Problem auf, das wesentlich gravierender ist: Zwar werden hier konsequent Hinzufügungen mit spitzen (vgl. z.B. 90), zu tilgende Stellen mit eckigen (vgl. z.B. 108) Klammern gekennzeichnet – welcher Text Weidemann aber als Grundlage dient, worauf sich Hinzufügungen und Tilgungen also beziehen, wird aber an keiner Stelle gesagt.

Dass die Anmerkungen mehr oder minder genauso aufgebaut sind wie die interpretierenden Teile der Einführung, darf natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass der viel größere Umfang der ersteren hier auch eine größere Bandbreite der präsentierten Informationen bedingt: Neben den philosophiehistorischen Einordnungen werden hier sprachlich-terminologische Erläuterungen (etwa 161-165), biographische Hintergründe (etwa 165-167), Rekonstruktionen der in Lücken oder unverständlich gewordenen Anspielungen verloren gegang-

genen Inhalte (167-173) und insbesondere ausführliche Forschungsdiskussionen geboten (etwa 173-181), wobei auffällt, dass für den einzelnen kommentierten Abschnitt, der in der Regel aus zwei bis drei Paragraphen besteht, meist nur jeweils eine dieser möglichen Funktionen eines Kommentars realisiert wird. Nun sprechen natürlich oft gute Gründe für diese Vorgehensweise, wenn etwa die gewählte Art des Kommentierens dem Erklärungsbedarf der jeweiligen Textstelle in besonderer – wiewohl kaum jemals in ausschließlicher – Weise entspricht; wenn allerdings beim Kommentieren so große Abschnitte zusammengefasst werden, wie Weidemann dies tut, kann diese Erklärung für das gewählte Verfahren nicht mehr recht befriedigen. Dass das Problem hier in erster Linie in der Wahl viel zu langer Abschnitte zu suchen ist, kann vielleicht am deutlichsten die Vorstellung von einer unverbundenen Auflistung verschiedener Aspekte im Rahmen der Kommentierung einer Textstelle illustrieren, die die Übersichtlichkeit der Darstellung selbst im Vergleich zu den vorgelegten eingeleiteten Erläuterungen noch weiter reduziert hätte.

So bietet der Kommentar der neuen Tusculum-Ausgabe zu Ciceros *De fato* in erster Linie eine Fundgrube für besonders ausdauernde Leser, die sich gerne von Weidemann durch einen Irrgarten philosophischer Grundsatzfragen, logischer Spitzfindigkeiten, großangelegter Rekonstruktionen verlorener Lehrmeinungen aus den Philosophenschulen des Hellenismus, textkritischer Probleme und vieler weiterer ebenso relevanter wie anregender Aspekte führen lassen. Wissenswertes und für die meisten Benutzer Neues lässt sich allerorten finden, wenn auch eine diese Funde ermöglichende, zielgerichtete Suche beschwerlich bleibt. Wer nicht auf die Informationen angewiesen ist, kann diese im Rahmen einer fortlaufenden Lektüre zwar im Vorbeigehen einsammeln und das ziellos umherschweifende Lustwandeln durch den besagten Irrgarten im Interesse einer individuellen humanistischen Weiterbildung (und gemäß der horazischen Vorstellung von einer gelungenen Rezeption poetischer Texte) nutzen und genießen; wer dagegen aus Gründen einer effektiven Informationsbeschaffung auf Systematik und Übersichtlichkeit angewiesen ist, wird die vorliegende Ausgabe und ihren Herausgeber wohl bei jedem Griff nach der ersteren im Stillen verfluchen.

Heiko Ullrich
Eggerten 42
76646 Bruchsal
E-Mail: heiko.f.ullrich@web.de